

Diakonie als Herausforderung für die Gemeinde der Zukunft

Konsultation midi Netzwerk AMD, Wittenberg, 1.4.2011

Vortrag des Vorstandsvorsitzenden der Diakonie der Ev. Kirche in Württemberg,
OKR Dieter Kaufmann

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder,

1. Zum Anfang - zwei Bilder

1.1. Das erste malt uns Martin Luther

vor in einer Predigt aus dem Jahre 1528. Dazu aus der Nachschrift 6. Januar 1528:

„Der Heilige Geist hat's verheißen, dass Christus in Bethlehem geboren würde und hat's für höchstnötig angesehen, dass dies in Schrift verfasst würde. Warum? Darum, weil, wenn wir Christus nicht nach der Schrift aufnehmen, dann nimmt ihn niemand auf.

Er tut wie ein schlechter Maler: wenn er eine Kuh malen will und vermalt's zu einem Ross, dann muss er darüber schreiben „Kuh“. So schreibt Gott bö's Ding. Er schreibt, er wolle den Heiland senden, gleich denkt man an Ross und Wagen; aber Gott verdirbt das Gemäld' und macht das ärmste Kind daraus und vermalt der Welt den Heiland zu einem ganz erbärmlichen Kind, das noch mehr als ein ander Menschenkind der menschlichen Hilfe bedarf. Weil er's so macht, muss er darüber schreiben: Das ist der Heiland, wie der Engel tut: Euch ist heute der Heiland geboren....

Wenn du richtest, nachdem du siehst, so bist du verloren. Wenn aber das Wort geht: Das ist der Heiland, dann hängst du dich an die Worte und sprichst zu Gott: Du hast schlecht gemalt, aber was du am Gemäld' verderbt hast, hast du desto besser ausgestrichen (gut zum Ausdruck gebracht) durch die Schrift.“

„Wenn du richtest, nachdem du siehst. so bist du verloren. Wenn aber das Wort geht...“. Dann ist über jeden Menschen mehr gesagt als man sieht. Und es gilt für jeden Menschen mehr als man sieht. Manchmal mehr, als wir selbst von uns sehen oder halten.

Wenn der Heiland der Welt in dieser Gestalt auf die Welt kommt, dann ist in dieser Welt ein Maßstab gesetzt. Ein Maßstab, der die Maßstäbe der Welt auf den Kopf stellt. Dann ist nicht von vorneherein klar, wer stark und wer schwach ist.

Von diesem Wort, das ergangen ist und ergeht, geht die Diakonie aus in ihrem Selbstverständnis. Sie lässt sich aus diesem Wort ihren Weg weisen als „gelebter Glaube der christlichen Gemeinde in Wort und Tat. Der Glaube antwortet auf die Verkündigung des Evangeliums;“ (Kirchliches Gesetz über die diakonische Arbeit in der Landeskirche (Diakoniegesetz)).

1.2. Das zweite Bild ist eine Tür.

Es ist das Hauptportal der Esslinger Stadtkirche. Auf diesem finden sich acht Medaillons, die jeweils eine andere biblische Szene darstellen.

Auf dem linken Türflügel – jeweils von unten – Adam und Eva im Paradies, Kain und Abel, Arche Noah und Turmbau zu Babel. Auf dem rechten Türflügel: Geburt Jesu, Heilung des Gichtbrüchigen, Stillung des Sturmes und Jesus in Gethsemane. Darüber der Gekreuzigte, wobei die nach oben gerichteten Kreuzesbalken wie Blätter eines Baumes sind. Der Baum des Lebens, der schon im Fries der Türkante zwischen den Flügeln als Pflanzenornamente seinen Ursprung nimmt. Durch diese „Geschichten“ des Lebens hindurch wächst der Lebensbaum.

Nun aber zum Türgriff:

Der Türgriff ist als Walfisch gestaltet, aus dem der Jona herausragt. Wer die Kirche betritt und den Türgriff ergreift, ergreift damit das „Zeichen des Jona“. Darin ist nun – wie Mt 12 es aufnimmt – nicht nur Tod und Auferstehung symbolisiert. Es ist das, was den Jona ausmacht: Seinen Lebensauftrag lehnt er ab. Er läuft vor sich davon. Er geht auf See. Die Wellen und Wogen des Meeres werden ihm – er wird zum Sündenbock – zum Verhängnis. Er wird vom Ungeheuer verschluckt. Dunkel und Tiefe erfährt er. Aber schon in der Tiefe lebt eine Hoffnung auf. Er kommt ans Licht. Wird ausgespuckt. Er geht, tut seinen Dienst. Aber er hält die Güte nicht aus. Den anderen Maßstab Gottes erträgt er nicht. Aber voller Mitleid ist er mit dem lieb gewonnenen Strauch.

Ein Bild für Leben und Tod, für alle Themen des Lebens, für die Wirklichkeit, der sich die Gemeinde in ihrer Diakonie stellt. Das haben alle in der Hand, die in die Kirche, zum Gottesdienst der Gemeinde gehen.

2. „Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz“

Ich möchte heute mit ihnen bewusst einen anderen Weg gehen. Denn das, was uns als Christen zuallererst herausfordert und herausfordern sollte ist und bleibt die Botschaft der Bibel. Es ist das Evangelium, das uns herausfordert.

„Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz“ – und die Gemeinde Jesu Christi, die hat dafür ein Gespür. Für die Schwächsten, denn sie weiß: Hätte sie es nicht, dann wäre sie nicht ganz.

Das Zitat stammt von Ulrich Bach. Ulrich Bach war Pfarrer in der Stiftung Volmarstein, einer großen Behindertenhilfe-Einrichtung in Westfalen, und Dozent für Neues Testament und Dogmatik an der Ausbildungsstätte für Diakoninnen und Diakone Martineum.

Er selbst ist als junger Theologiestudent an Kinderlähmung erkrankt und war seitdem Rollstuhlfahrer. Er hat sich intensiv mit genau dieser Frage auseinandergesetzt. Und nicht aufgehört, deshalb trägt vielleicht gerade sein letztes Buch diesen Titel, danach zu fragen: Was macht es aus, Kirche Jesu Christi zu sein? Und ebenso: Von welchem Selbstverständnis geht das diakonische Handeln aus?

2.1. Die Bibel diakonisch lesen

Im 1. Korintherbrief setzt sich Paulus mit Tendenzen auseinander, die uns auch heute in Gemeinden begegnen. Dass es Christen gibt, die ein starkes Bedürfnis nach intensiven religiösen Erfahrungen haben, nach einer Unmittelbarkeit der Gottesbeziehung, nach sichtbaren Zeichen des göttlichen Geistes. Damals wie heute

führt das zu erheblichen Spannungen in Gemeinden, etwa wenn es um die Gestaltung von Gottesdiensten geht.

Wie reagiert Paulus nun darauf? Mit dem Bild des Leibes, des menschlichen Körpers betont er den notwendigen Zusammenhalt der unterschiedlichen Glieder. Und er macht deutlich, dass die Verschiedenheit der Gaben den Reichtum einer Gemeinde ausmacht. Dann, wenn diese Gaben auf das Ganze des Leibes Christi bezogen sind. In provokanter Form spitzt er das in 1. Kor 12, 22-27 noch zu:

Vielmehr sind die Glieder des Leibes, die uns die schwächsten zu sein scheinen, die nötigsten;

23 und die uns am wenigsten ehrbar zu sein scheinen, die umkleiden wir mit besonderer Ehre; und bei den unanständigen achten wir besonders auf Anstand;

24 denn die anständigen brauchen's nicht. Aber Gott hat den Leib zusammengefügt und dem geringeren Glied höhere Ehre gegeben,

25 damit im Leib keine Spaltung sei, sondern die Glieder in gleicher Weise füreinander sorgen.

26 Und wenn "ein" Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn "ein" Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit.

27 Ihr aber seid der Leib Christi und jeder von euch ein Glied.

Diese Umwertung der Werte zieht sich ja wie ein roter Faden durch die ganze Bibel. Von der Erwählung des Mose oder des David bis zur Berufung der Jünger. Dass Gott denen höhere Ehre zukommen lässt, die nach menschlichem Urteil zu den Schwachen, den Modernisierungsoptionen gehören, das fordert uns heraus, das provoziert uns.

2.2. Diakonisch sehen lernen

Empathie wird geweckt, wenn Gemeindeglieder sich in ihre Lage versetzen und erspüren, wie es ihnen geht und vor welchen Herausforderungen sie stehen. Dazu braucht es Orte der Begegnung. Das kann ein Tafel- oder Diakonieladen sein, ein Job-Café, ein Gemeindeabend. Das kann bei einem Rundgang in diakonischen Beratungsstellen sein, wo zu erfahren ist, wie Menschen in die Verschuldungsfalle geraten oder wie ein Leben mit Hartz-IV aussieht. Es kann auch im Gottesdienst, bei einem Frauenfrühstück oder Männerabend sein, wo Lebensgeschichten von Armut und Ausgrenzung erzählt werden. Erst wo wir durch Begegnungen mit Menschen oder deren Geschichten berührt werden, gelingt ein Sichtwechsel, der zum Handeln motiviert.

Beispiele: Gesichter von Gottesdienstbesuchern, Hartz IV-Empfänger, die verspätet nach dem Eingangslied mit lauten und schweren Schritten die Empore hochsteigen. Oder wenn die psychisch kranke, ständig mit sich selbst redende Frau mittleren Alters beim Gemeindefest sich zum Essen an einen Tisch setzt und alle Vorübergehenden mit kritischem Blick prüft.

Paulus ist es wichtig, dass seine Gemeinde zumindest ansatzweise begreift, weshalb gerade die Schwachen so wichtig für das Ganze der Gemeinde sind. Deshalb fügt er erklärend hinzu: damit im Leib keine Spaltung sei, sondern die Glieder in gleicher

Weise füreinander sorgen. Die Einheit und Lebendigkeit der Gemeinde entsteht also nicht dadurch, dass wir dieselbe Geschichte haben, einen ähnlichen Lebensstil pflegen und demselben Milieu angehören. Nein, die Einheit entsteht durch das Füreinander da sein und sorgen, dass wir das Evangelium ernst nehmen und jeden Menschen als Gottes geliebtes Geschöpf sehen lernen.

2.3. SichtWechsel-Erfahrungen ermöglichen

Die Erfahrung ist die wesentlichste Lernwelt des Menschen. Denken wir etwa an die wachsende Gruppe pflegebedürftiger und häufig an Demenz erkrankter Menschen. Irgendwann verschwinden sie aus unseren Augen. Sie kommen nicht mehr in den Gottesdienst, sie kommen auch fast nicht mehr aus dem Haus. Aber sie bleiben wichtige Glieder der Gemeinde.

Der Kreisdiakonieverband Esslingen hat über drei Jahre ein Projekt „Sichtwechsel“ gestaltet. So erhielten z.B. Kirchengemeinderäte und Gemeindebriefteams durch Mitarbeitende der Sozial- und Lebensberatung Einblick in andere Lebenswelten. Konfirmandengruppen erfuhren in der Schuldnerberatung, wie schnell jemand in der Schuldenfalle landen kann und wie schwer es ist, da wieder herauszukommen. Seniorenkreise informierten sich über Kinder- und Altersarmut im Tafel- und Diakonieladen. In einer Kirchengemeinde wurde eine Gottesdienstreihe gestartet „Exkursionen in eine andere Welt“. Dabei besuchen Konfirmandeneltern und andere Interessierte eine diakonische Einrichtung und gestalten anschließend mit MitarbeiterInnen von dort einen Gottesdienst. Die Erfahrung war, dass die Begegnung mit Betroffenen oder MitarbeiterInnen der Diakonie zu einer neuen Sicht auf Menschen in schwierigen Lebenslagen führte. Diakoniebeauftragte sahen darin eine besondere Aufgabe, solche Sichtwechseleerfahrungen für Gemeindegruppen zu initiieren.

Was passiert, wenn wir uns so anderen Lebenszusammenhängen von Menschen zuwenden? Es sind Besuche, bei denen einem begegnet, wie Menschen körperlich und geistig immer weniger werden. Man nimmt teil an ihrem Leiden und dem der Familie Teil. Auf der anderen Seite steht die Erfahrung einer großen Geborgenheit, wenn man die Hand eines Menschen hält und diesen Menschen Gott anbefiehlt. Hier wird etwas spürbar von Gottes Liebe. Kranke, sterbende Menschen haben uns nicht selten viel zu sagen und zu geben.

Beispiel: Mitarbeiterin des Besuchsdienstes in der Evangelischen Gesellschaft Stuttgart. Eine alte, über 90 Jahre alte Dame besuchte sehr treu alle vierzehn Tage eine Frau, die mit schweren Depressionen zu kämpfen hat. Eines Tages verschlechterte sich der Gesundheitszustand der alten Dame, sie konnte nicht mehr aus dem Haus. Seitdem bekommt sie regelmäßig Besuch. Und diese Besuche sind für die mit Depressionen belastete Frau ungemein wichtig.

3. Diakonie als Herausforderung

Es geht also nicht darum, dass wir als Kirche und als Gemeinde neben allem anderen jetzt auch noch diakonische Verantwortung wahrnehmen. Nein, es geht darum, Leib Christi zu sein, die Wirklichkeit Gottes und Christi zu erfahren in der gegenseitigen Fürsorge, im Teilgeben und Teilnehmen am Leid und an der Freude der anderen Glieder.

Diese paulinische Perspektive ist grundlegend für diakonische Arbeit überhaupt. Sie bedarf aber der Ergänzung. Denn es ist und bleibt eine vorwiegend innergemeindliche Perspektive, die ja auch der Situation der jungen Gemeinde in Korinth geschuldet ist.

Die zweite große Herausforderung besteht deshalb darin, dass wir uns als Gemeinde niemals selbst genügen. Insbesondere das Matthäusevangelium mit seinen Jesusreden stellt uns das vor Augen. Und es ist meines Erachtens alles andere als zufällig, dass im Matthäusevangelium sowohl die missionarische als auch die diakonische Aufgabe der Gemeinde ganz besonders deutlich beschrieben wird. Angefangen von den Seligpreisungen bis hin zu den Werken der Barmherzigkeit und dem Missions- bzw. Taufbefehl. Zusammengefasst und unübertroffen auf den Punkt gebracht ist das in den Worten Jesu in der Bergpredigt (Mt 5):

13 Ihr seid das Salz der Erde. Wenn nun das Salz nicht mehr salzt, womit soll man salzen? Es ist zu nichts mehr nütze, als dass man es wegschüttet und lässt es von den Leuten zertreten. 14 Ihr seid das Licht der Welt. Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein.

15 Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es allen, die im Hause sind. 16 So lasst euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.

Die Gemeinde Jesu soll und kann in die Welt hineinwirken. Sie braucht dazu Öffentlichkeit, sie soll sich nicht verstecken, soll zeigen, was in ihr zum Glänzen kommt. Sie soll zur Orientierung helfen. Gleichzeitig wirkt sie aber auch im Verborgenen, nicht sofort sichtbar. Sie wirkt bewahrend, schützt vor dem Verfall, sie gibt dem Leben die nötige Würze.

In diesem Selbstverständnis kommt viel darauf an, wie die Gemeinde sich in den Zusammenhängen verschiedener Formen der Diakonie – Gemeindediakonie, Einrichtungsdiakonie, politische Lobbyarbeit, Anwaltschaft in der Gesellschaft – sich selbst versteht. Und dies als ihre ureigenste Lebens- und Wesensäußerung erkennt und anerkennt.

3.1. **Gemeinde nimmt aktuelle soziale Entwicklungen als Herausforderungen zur Anwaltschaft wahr.**

Die Bilder vom Licht und vom Salz beschreiben die vielfältigen Wirkungen christlichen Handelns. Dem Matthäusevangelium, das ja zum Teil sehr heftig gegen jegliche Scheinheiligkeit ankämpft, geht es um das Tun. Ganz im Sinne Gustav Werners Lebensmotto: „Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert.“ Aber das Matthäusevangelium predigt kein Gesetz und keine Werkgerechtigkeit. Die guten Werke sind Konsequenz des Glaubens, Konsequenz der Erfahrung göttlicher Barmherzigkeit. Entsprechend sollen die guten Werke dazu führen, dass Menschen Gott preisen. Dass sie in der Fürsorge von Menschen Gottes Güte erkennen, in der Nächstenliebe anderer Gottes Liebe sehen. Unser Tun hat deshalb eine missionarische Qualität. Es ermöglicht Menschen einen Zugang zu Gott. Das war auch historisch gesehen der Schlüssel für die Ausbreitung des christlichen Glaubens. Die Christen haben durch ihr Leben überzeugt. Diese missionarische Dimension diakonischer Arbeit gilt es heute wieder zu entdecken. Mission und Diakonie sind deshalb zwei Seiten einer Medaille. Sie sind gleichermaßen Salz und Licht für die Welt.

Sie richtet dabei ihre Anwaltschaftlichkeit aus an ethischen Grundorientierungen. Gerade am Beginn und am Ende des Lebens stellen sich die Fragen.

Beispiel: Wie stellen wir uns zur PID?
 Sehen wir die Fragen dahinter?
 Wie stehen wir zum Lebensende?
 Kommen wir gleich mit Sterbehilfe?
 Inaugenscheinnahme durch MdK

3.2. *Gemeinde ist eine lernende Gemeinde,*

die sich ständig auf neue soziale Herausforderungen einlässt. Es geht darum, diakonisch sehen und hören zu lernen, soziales Lernen und Sichtwechsel zu fördern. Wie können Lern- und Entwicklungsprozesse auf allen kirchlichen Ebenen angeregt und umgesetzt werden?

- Tagung KGR, Diskussion Armut,
 Genug, nachher kommen zwei

3.3. *Niemand darf verlorengehen*

Die 11. Synode der EKD hat im November ein „Evang. Plädoyer für Bildungsgerechtigkeit“ unter dem Titel „Niemand darf verloren gehen“ veröffentlicht. Darin heißt es: „Bildungsgerechtigkeit entscheidet sich am Anfang – deshalb sind Eltern in ihrer Erziehungs- und Bildungsaufgabe zu stärken, denn Familie ist der erste und wichtigste Bildungsort.“

Damit lenkt die Synode der EKD den Blick auf die Familie und deren häufig unterschätzte Bedeutung für den Bildungserfolg von Kindern. Bildungspolitik braucht als Basis eine weitsichtige Unterstützung von Familien.

Um insbesondere die Bildungssituation von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund oder aus bildungsungewohnten Familien zu verbessern, ist es wichtig, nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Eltern als Partner einzubinden. Angebote der Erziehungs- und Bildungspartnerschaft mit Eltern müssen dabei niederschwellig sein, sich am Alltag von Familien orientieren und die Besonderheiten

unterschiedlicher Familienformen, Lebenslagen und kultureller Prägungen berücksichtigen.

Erziehung und Bildung sind entscheidende Voraussetzungen für eine gelingende Lebensbewältigung. Entwicklungsmöglichkeiten und Bildungschancen dürfen nicht vom Einkommen der Eltern oder der sozialen Herkunft abhängen, sondern müssen allen Kindern und Jugendlichen offen stehen, und zwar von Anfang an. Kostengünstiges Mittagessen und vollständige Lernmittelfreiheit gehören hier zu den Grundvoraussetzungen.

3.4. *Gemeinde prägt das Gemeinwesen vor Ort mit.*

Eine inklusive Gemeinde- und Gemeinwesenkultur entwickelt die Gemeinde mit. Integration war hier bisher der Leitbegriff. Seit der „UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen“ ist Inklusion zum neuen Leitbegriff geworden, der zunehmend den Begriff der Integration ersetzt. Der Unterschied liegt darin, dass Integration oft so verstanden wird, dass die, die anders sind, sich in die Gesellschaft der Normalen integrieren sollen. Das kann leicht als Einbahnstraße missverstanden werden. Inklusion („Einbeziehung“) zielt dagegen auf eine gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit Besonderheiten. Er geht von der Vielfalt und Verschiedenheit von Menschen aus und davon, dass alle von vornherein zur Gemeinschaft dazugehören. Also: „Alle gehören dazu“ und „Normal ist verschieden zu sein.“ Wenn wir gemeinschaftliches Leben so gestalten, dann profitieren nicht nur die Schwachen, sondern alle hier miteinander: Kommunen und Kirchen, Wirtschaft und Soziales, Stadt und Land. Denn dann werden die Potentiale aller einbezogen, zum Wohl aller.

3.5. *Gemeinde gestaltet in ihrer Diakonie das Soziale mit*

als Anwältin der Schwachen, Armen und Ausgegrenzten, aber auch als Dienstleisterin durch die Dienste in der Gemeinde. Ein systemischen Abhängigkeiten. Dabei gehören im diakonischen Handeln Anwaltschaft und Dienstleistung zusammen.

Durch diakonische Angebote öffnen sich Gemeinden, überschreiten sie Milieugrenzen, blicken sie über den eigenen häufig bürgerlichen Tellerrand hinaus. Durch konkretes diakonisches Handeln begreifen Gemeindeglieder, was es für Menschen bedeutet zu den Schwachen, zu den Außenseitern zu gehören, lernen sie diesen nicht von oben herab, sondern auf Augenhöhe zu begegnen. Sie machen dabei die Erfahrung, dass sie selbst durch ihr Tun und diese Begegnungen in ihrem Glauben gestärkt. Dann, wenn sie spüren wie nahe ihnen Christus ist, wenn sie sich anderen Menschen zuwenden.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass man gerade auch Kindern und Jugendlichen in der Gemeinde diese Grunddimension des christlichen Glaubens gut vermitteln kann. Etwa wenn die Erzieherinnen mit ihren Kindern regelmäßig Besuche im Pflegeheim machen und miterleben, wie sehr die sich darüber freuen. Oder wenn Konfirmanden mit Senioren spazieren gehen und ins Gespräch kommen. Oder wenn sie auf einer Freizeit andere Jugendliche mit Behinderungen erleben und eine Beziehung zu ihnen entwickeln. Die Kirche mit ihren Haupt- und Ehrenamtlichen hat viele Möglichkeiten junge Leute für die diakonische Arbeit zu motivieren. Unsere diakonischen Einrichtungen sind dringend auf diesen Nachwuchs angewiesen.

Eine wichtige Verbindungslinie zwischen Diakonie und Kirche ist die Seelsorge. Eben weil wir als Christen immer den ganzen Menschen sehen, in seinen Stärken und in seiner Bedürftigkeit, deshalb können und dürfen wir uns nicht beschränken auf das körperliche oder das seelische Wohlergehen der Menschen. Deshalb ist es wichtig, dass wir den Mitarbeitenden in der Diakonie dabei helfen, selbst Seelsorge zu üben. Etwa, wenn sie mit Pflegebedürftigen gemeinsam singen und beten, wenn sie ein offenes Ohr für die ihnen anvertrauten Menschen haben.

„Seelsorge im Alter“ So heißt das gemeinsame Projekt von evangelischer Landeskirche und Diakonischem Werk in Württemberg. Ein wesentliches Ziel dieses Projektes ist es, Mitarbeitende im Bereich der Pflege dabei zu unterstützen in sehr elementarer Weise Seelsorge zu üben. Ein anderes Ziel ist es Gemeinden und diakonischen Diensten zu helfen, Ehrenamtliche zu gewinnen und zu schulen, damit sie Menschen zu Hause besuchen und sie seelsorglich begleiten. Nicht zuletzt will dieses Projekt unterschiedliche Formen der Kooperation und der Vernetzung entwickeln, damit wir als Kirche und Diakonie gemeinsam Salz und Licht sein können.

3.6. *Gemeinde übernimmt durch ihre und die unterschiedlichen Dienste der diakonischen Einrichtungen und Werke Verantwortung im Sozialstaat*

Das ist für uns heute, für unsere Kirche und für unsere Diakonie eine riesige Herausforderung. Die Diakonie, insbesondere in Gestalt ihrer Einrichtungen, erreicht mit ihren Angeboten sehr viele Menschen. Sie muss sich auf dem sozialen Markt bewähren. Diakonische Einrichtungen stellen sich dem Sozialmarkt, sie stellen sich aber nicht völlig auf ihn ein. Die Gestaltung ihrer Arbeit folgt nicht in erster Linie ökonomischen Kriterien.

Im Kontext des Marktes halten diakonische Einrichtungen daran fest, den in Not geratenen oder Hilfe bedürftigen Menschen auf best mögliche Weise beizustehen. Sie treten ein für die gute Qualität sozialer Dienstleistung. Oberstes Kriterium diakonischer Arbeit bleibt die Unterstützung der hilfebedürftigen Menschen, mit anderen Worten, das unverwechselbare Profil der Diakonie besteht in ihrer Anwaltschaftlichkeit. Diakonische Arbeit braucht daher vom sozialen System ein Mindestmaß an Respekt für diese Motivation und Freiräume, Anwaltschaftlichkeit zu gestalten.

Ich bin froh und dankbar, dass auf beiden Seiten - in den diakonischen Einrichtungen und auf Seiten der Kirche - das Bewusstsein gewachsen ist, dass wir zusammen gehören und wir einander brauchen. So sind in den letzten Jahren viele neue Ansätze für eine gute Zusammenarbeit entstanden. Ehrenamtlicher Dienst ist ein großer Reichtum. Dies macht in besonderer Weise deutlich, dass Diakonie mehr ist als ein Sozialunternehmen. Über die Mitarbeit Ehrenamtlicher entwickeln sich gemeinsame Kontakte und Aktivitäten.

Gleichzeitig gibt es Mitarbeitende in der Diakonie, die ihre Erfahrungen in die Kirchengemeinden einbringen. Und die Erfahrung vieler Kirchengemeinden ist, dass sie viele Möglichkeiten haben sich diakonisch zu engagieren. Und dass sich dafür viele Gemeindeglieder, die sonst selten in der Gemeinde zu sehen sind, gewinnen lassen. Die Arbeit der Vesperkirchen etwa kennt so gut wie keinen Mitarbeitermangel.

Schlussbemerkung

Zurück zu Luthers Predigt: Das Wort leitet uns an. Weil wir sonst nicht sehen. Und so fällt in der diakonischen Entwicklung der Gemeinde die missionarische Entwicklung der Gemeinde in eines. Das ist das eigentliche Thema der Herausforderung für die Gemeinde. Weil eben Diakonie nicht nur eine Sache ist, an die man denkt oder nicht. Sondern weil jeder, der eine Tür zur Kirche aufmacht, symbolisch immer den Jona in der Hand hält. Und da ist das ganze Leben gegenwärtig.

Und vor allem: Jona schaut ins Licht des neuen Lebens. Das ist nun eine Herausforderung, die ein anderer an uns stellt. Hinaus ins Leben. Und das ist nun erst recht Diakonie.

Oberkirchenrat
Dieter Kaufmann